

Zeitschrift: Schweizer Spiegel
Herausgeber: Guggenbühl und Huber
Band: 29 (1953-1954)
Heft: 8

Artikel: Randbemerkungen
Autor: Guggenbühl, Adolf
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-1070727>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

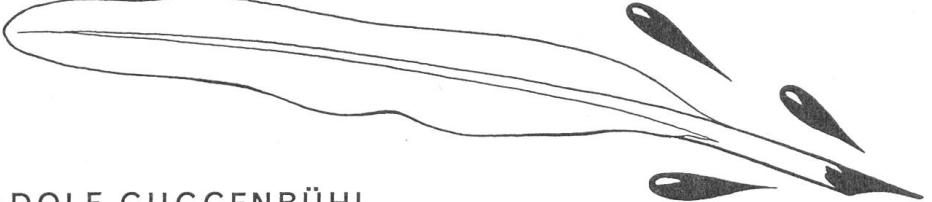
Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 16.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

RANDBEMERKUNGEN



von ADOLF GUGGENBÜHL

Auch ein Beitrag zur Literaturgeschichte

Die Freundin

Melodie: Ich hatt' einen Kameraden

*Ich hab' eine gute Freundin,
Eine bessere find'st du nit,
Zu Berg auf allen Wegen,
Bei Sonne, Schnee und Regen
Kommt die Geliebte mit.*

*Bis auf die höchsten Spitzen
Gibt sie mir das Geleit;
Sie sitzt mit mir zu Tische,
Liegt bei mir auf der Lische,
In aller Zärtlichkeit.*

*Sie lässt mich nicht erkalten,
Beißt noch so scharf der Wind,
Sie hält mir warm die Glieder,
Es gibt nicht zweie wieder,
Die so vertraulich sind.*

*Und möchtest ihr es wissen,
Wie meine Freundin heißt,
Ich sag' es euch zur Stelle —
Die Gute heißt Flanelle,
Flanelle sei gepreist!*

G. Straßer, Oberland

Ohne Madeln is nix

Melodie: Rosenstock, Holderblüt

*Buberl und Maderl beid
Han nur zusammen Freud;
Hat der Schatz's Schatzerl nit,
Is's aus damit.
Lalala usw.*

*Lustig zum Tanzen is's
Erst auf den Alpen gewiß;
Maderl bringt's Blut in Fluß,
Daß 's Buberl muß.
Lalala usw.*

*Wenn s' so zusammenschlüpf't,
Daß im Leib 's Herz'l hupft,
Aug in Aug, Brust an Brust,
Is das e Lust,
Lalala usw.*

*Und dann e Kuß, e Druck
Und noch e guete Schluck,
Strauß'l vom Schatz dazue,
So will der Bue.
Lalala usw.*

E. Faller, Zofingen

WISSEN Sie, aus dem Liederbuch welcher schweizerischen Organisation diese Lieder stammen? Ich möchte hundert zu eins wetten, Sie wissen es nicht und können es auch nicht herausfinden. Sie stammen nicht aus dem Gesangbuch des bayrischen Vereins «Gsund sama» und auch nicht aus dem des ehemaligen deutschen Kriegervereins, sondern aus dem Liederbuch des Schweizerischen Alpenclubs, allerdings aus dem Jahre 1899.

Es ist in der Literaturgeschichte üblich, literarische Erzeugnisse als typischen Ausdruck einer Epoche zu werten. Infolgedessen glauben wir, zur Zeit der Minnesänger hätten die Frauen eine besondere Verehrung genossen, und in der Romantik hätten die Menschen ihre Entschlüsse hauptsächlich aus überschwenglichen Gefühlen heraus gefaßt.

Dieses kleine Beispiel zeigt, wie fragwürdig diese Ansicht ist. Gewiß entspricht die herrschende Literaturströmung jeweilen einem ge-

wissen Zeitideal, aber dieses Ideal ist viel weniger tief verwurzelt, als man vermutet.

Diese fürchterlichen Gedichte hängen zwar mit der Überfremdung und einem gewissen ästhetischen Tiefstand zusammen, die zur Zeit der Jahrhundertwende bei uns herrschten. Aber sie sind alles andere als ein typischer Spiegel des Schweizerischen Alpenclubs jener Zeit. Die Älteren von uns erinnern sich noch, daß der Alpenclub damals in seiner eigentlichen Blüte stand. Die alte Garde der Alpenlübler war aus einem Menschentypus gebildet, der die besten schweizerischen Eigenschaften in sich vereinigte. Und doch haben diese großartigen, echten schweizerischen Berggänger solche lächerlichen, verlogenen und unschweizerischen Lieder gesungen.

Die bedrohte Trennung der Gewalten

MAN beklagt sich hie und da mit Recht, daß die Macht der Exekutiven immer größer, jene der Parlamente immer kleiner wird. Es gibt dafür viele Gründe. Einer, den man selten beachtet, liegt darin, daß die unabhängigen Parlamentarier, die frei und offen ihre Meinung heraussagen können, immer seltener werden.

In einem Gemeindepalament — es war nicht in Zürich — lag ein Vorschlag der städtischen Exekutive vor, ein Gasthaus, das Eigentum der Stadt war, mit großen Kosten zu renovieren. Die Mehrheit einer bürgerlichen Fraktion, die das Geschäft behandelte, war gegen die Vorlage. Man fand, der kostspielige Umbau bedeute eine Verschleuderung öffentlicher Gelder. Als aber jemand bestimmt werden sollte, um diesen Standpunkt im Rat zu vertreten, fand man kein einziges Mitglied, das sich bereit erklärte, diese Aufgabe zu übernehmen. Jeder lehnte höflich, aber dringend ab. «Veiteles, geh du voran, du hast die größern Stiefel an!»

Diese Ängstlichkeit erklärt sich ganz einfach dadurch, weil es kein einziger mit der Stadtverwaltung, die aus der Angelegenheit eine Prestigefrage gemacht hat, verderben wollte.

Der eine war Bauunternehmer und als solcher auf die Aufträge der Stadt angewiesen. Ein zweiter besaß eine Liegenschaft, die er der Stadt zu verkaufen wünschte. Der dritte hatte einen Schwiegersohn, dessen Bewerbung für eine Sekretärstelle hängig war. Ein vierter wünschte Mitglied einer vom Stadtrat zu wählenden Kommission zu werden und wollte deshalb nicht böses Blut schaffen.

Man liest gelegentlich von Dorfmatadoren, die im 18. Jahrhundert ihr Unwesen trieben und die, weil von ihnen das halbe Dorf wirtschaftlich abhängig war, als Gemeindepräsidenten wie unumschränkte Herrscher regieren konnten.

In unsern großen Gemeinwesen wie auch in den Kantonen und im Bund sind diese ungekrönten Könige ausgestorben. Dafür ist die Verwaltung an ihre Stelle getreten, die eine weniger faßbare, aber gerade so große Macht besitzt. Je größer diese Macht wird, je mehr sie in alle Lebensgebiete hineingreift, um so schwieriger wird es, wirklich unabhängige Volksvertreter zu finden. Damit bekommen das Referendum und die Initiative eine neue Bedeutung; denn durch sie kann das freie Volk die Fehlentscheide der befangenen Volksvertreter korrigieren.

Der biedere Handwerker

«Die Bevölkerung dieses Städtchens befindet sich begreiflicherweise in großer Aufregung wegen dieses Verbrechens. Ein biederer Handwerker sagte uns . . .»

(Aus einem Zeitungsbericht)

Wieso ein «biederer» Handwerker? Weiß denn der Journalist, der diese Zeilen geschrieben hat, wirklich, daß der Handwerker, mit dem er sprach, bieder war? Vielleicht war er alles andere als bieder, vielleicht war er ein verschlagener Intrigant, vielleicht ein großer Skeptiker, vielleicht ein tief religiöser Mensch.

Er hatte sicher keine Ahnung, was für ein Mensch er war, aber da er sich als Handwerker zu erkennen gab, wurde er mit dem Attribut «bieder» versehen.

In ähnlicher Art spricht man vom wackern

Landwirt, vom einfachen Arbeiter, als ob alle Bauern wacker und alle Arbeiter einfach wären. Diese schematische Psychologie ist unsinnig. Selbstverständlich gibt es Menschen, die wacker, und andere, die nicht wacker sind, biedere und nicht biedere, einfache und komplizierte, aber Leute mit diesen Eigenschaften finden sich in allen Berufen. Es gibt raffinierte Bauern und biedere Diplomaten, einfache Bankdirektoren und komplizierte Arbeiter.

Das üble Wort «schon»

«Man kann in Freiheit leben und doch nicht ungebunden sein», hat schon Goethe erkannt.

Aus einer Rede anlässlich einer Verfassungsfeier.

Schon Goethe, aber auch schon Aristoteles und schon Konfuzius. Das ist ein typisches Beispiel, wie tief der Fortschrittsglaube immer noch wurzelt. Als ob nicht alle Erkenntnisse dieser Art so alt wären wie der menschliche Geist.

Das Haus der Väter

AM Heuberg in Basel befindet sich der Spießhof, ein prachtvolles Herrschaftshaus aus dem 16. Jahrhundert.

Anfangs des 16. Jahrhunderts war Junker Franz Offenburg-Schlierbach Besitzer, 1504 bis 1542 der Metzger und Ratsherr Seb. Harnasch-Bockstecher. 1546 ging das Haus an den Hochstapler Johann von Brügge über. Dessen Erben verkauften den Spießhof 1560 dem Junker Niklaus Ryspach-Offenburg und dieser wiederum 1580 an Hauptmann Balthasar Irmey.

Von den Irmyschen Erben erwarb 1598 Hieronymus Mentelin-von Speyr die Liegenschaft, von dessen Witwe 1617 sie Christoph Burckhardt kaufte. 1666 veräußerte dessen Sohn den Spießhof an den Handelsmann Melchior Steiner, und dieser gab ihn im Jahre 1672

an die Witwe Maria von Taubadel weiter. Nach ihr kaufte dann 1685 der Handelsmann Jacob Birr-Merian den Bau und dann der Handelsmann Niklaus Harscher.

Nun, diese langweilige Lokalgeschichte interessiert höchstens einen Basler. Und doch sind diese Jahreszahlen aufschlußreich, weil sie typisch sind. Sie zeigen nämlich, wie häufig in früheren Jahrhunderten gerade die wertvollen Liegenschaften ihren Besitzer wechselten.

Man hat gewöhnlich die Vorstellung, früher seien die Familienhäuser generationenlang vom Vater auf den Sohn vererbt worden, und erst die Unrast der Gegenwart habe zu häufigen Handänderungen geführt. Das Gegenteil ist richtig. In früheren Jahrhunderten waren die wirtschaftlichen Verhältnisse viel unstabiler als jetzt. Heute gibt es in unsern Städten verhältnismäßig viel mehr Leute, die Eigentümer eines Hauses sind, das schon dem Urgroßvater gehörte, als in früheren Epochen, man denke nur an die vielen Detailisten der dritten und vierten Generation. Früher war das Geschäft viel risikanter als heute. Man wurde über Nacht reich und verlor über Nacht sein Vermögen. «Heute ein Kaufmann, morgen ein Bettelmann», hieß es mit Recht. Hatte man Geld, kaufte man ein prächtiges Haus, Pferde und Wagen, verlor man es, so versilberte man die Herrlichkeit.

Auch die Wanderungen waren in den mittelalterlichen Städten viel größer, als wir meinen. In einer Publikation über die Stadt Baden habe ich kürzlich gelesen, daß zwischen 1427 und 1530, also während rund hundert Jahren, mindestens 700 Neubürger aufgenommen wurden. Das bedeutet, daß sich bei einer Gesamtzahl von rund 250 Bürgern die Bevölkerung in einem Jahrhundert ungefähr dreimal erneuert hat. Da natürlich viele Familien länger erhalten blieben als ein Menschenalter, so müssen die übrigen entsprechend rascher gewechselt haben.

Ähnliche Zahlen weist Basel auf. Dort wurden von 1357 bis 1530 rund 9000 neue Bürger aufgenommen. Das entspricht bei einer etwa sechsfach größeren Bevölkerung dem Ergebnis von Baden.

Es ist also durchaus nicht so, daß früher in unsern Städten die gleichen Familien jahrhundertelang ansässig waren.